

P. o.germ.

330

m

P. o. germ. 330^m

Erfahrungen

Zur

plattdeutschen Sprache

und deren

neue Literaturbewegung.

Von

H. Eschenhagen.

Berlin.

Verlag von E. Schotte & Co.

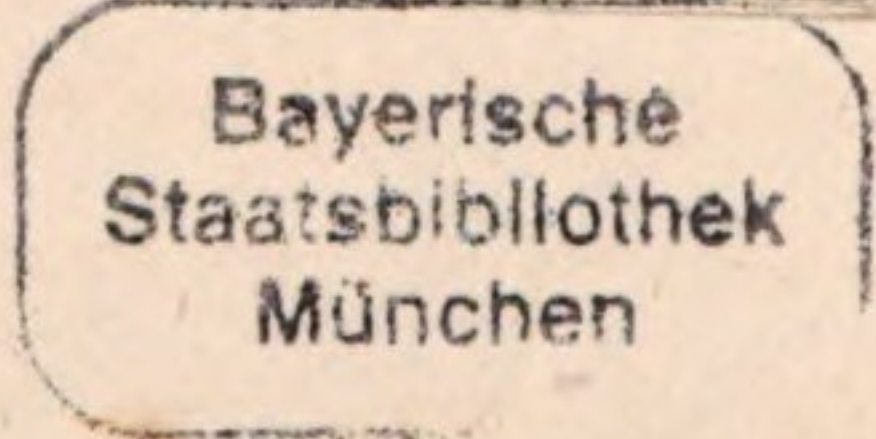
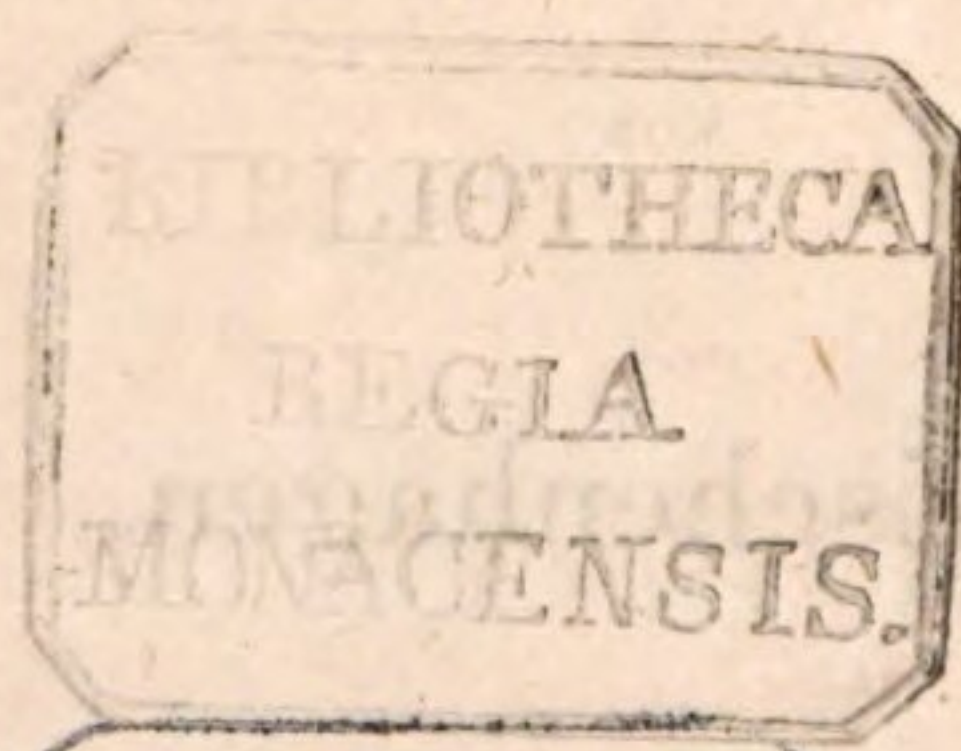
1860.

5-A

Publicus Bibliotheca

1801

1801



1801

1801

1801

Vorbemerkung.

Binnen kurzer Frist wird ein von mir zusammengestelltes „**Album plattdeutscher Gedichte**“ erscheinen, welches bezweckt, den Freunden der plattdeutschen Sprache und ihrer poetischen Literatur in sorgfältiger, kritischer Auswahl des nach Form und Inhalt Vollendetsten ein Bild ihrer Entwicklung vorzuführen. Es ist deshalb der vorliegende Abriss, in dem ich auf genannte Mustersammlung Bezug nehme, als eine Einleitung, ein Theil dieser letzteren zu betrachten.

Berlin, Weihnachten 1859.

H. E.

Vorbemerkung.

Inneren kurzer Frist wird ein von mir zu-
sammengestelltes „Album plattdeutscher Ge-
dichte“ erscheinen, welches besteht aus den
Freunden der plattdeutschen Sprache und ihrer
poetischen Literatur in sorgfältiger, kriti-
scher Auswahl der nach Form und Inhalt
Vollendeten ein Bild ihrer Entwicklung vor-
zuführen. Es ist deshalb der vorliegende Abdruck
in dem ich auf genannte Zusammenhänge Bezug
nehmen, als eine Einleitung, ein Theil dieser letz-
teren zu betrachten.

Berlin, Weinachten 1850.

H. E.

I.

Jedem Verdienste seine Krone! Aus dem Gesichtspunkte der Erinnerung an unsre Voreltern, an ihre Manneskraft und Stärke, an ihre nationale Grösse, an ihre Redlichkeit und Treue und an ihre übrigen herrlichen Tugenden ist es ein Gefühl der Hochachtung gegen sie, wenn wir der Sprache, die sie uns als unumstössliches Denkmal hinterlassen haben, die verdiente Aufmerksamkeit widmen; wenn wir sie als unsere ursprünglichste Gottesgabe betrachten, als den Grund, aus dem sich die Schriftsprache eigentlich nur als eine gezähmte, veredelte Volkssprache abhebt — als eine Sprache, die zwar im Munde des gemeinen Volks roh klingen mag, in der aber alle höchsten und tiefsten Empfindungen wie Töne in einem ungespielten Instrumente schlummern, bis die Nation sie hervorzulocken versteht. Auf diese Weise haben alle grössten, alle gebildetsten und populärsten Män-

ner der Nation die Sprache ihrer Heimath hochgehalten und meist ihre Grösse, ihre Bildung und ihre Volksthümlichkeit gerade dadurch erlangt, dass sie diese innige Empfindung des Heimathlichen bis an ihr Ende bewahrten.

Leider begegnen wir nur zu oft selbst in gebildeteren Ständen einer Geringschätzung, einer Verachtung, welche in dem Namen „Platt“ einen Tadel, in der plattdeutschen Sprache bloss einen Nebendialect des Hochdeutschen erblickt. Ein solches unbegründetes Vorurtheil kann nur auf Unkunde des historischen Zusammenhanges beruhen.

Die nieder- oder plattdeutsche Sprache ist keineswegs eine Mundart, ein Dialect der allgemeinen hochdeutschen Sprache, sie ist vielmehr eine selbständige, für sich allein bestehende Sprache, welche derselben Geschmeidigkeit, derselben Biegung, derselben Ausdrucksweise fähig ist, wie jede andere. Ja, es lässt sich sogar nachweisen, dass ihr Wortreichthum ein grösserer ist, als man ihn bei der hochdeutschen findet. Nur dem mit ihr nicht Bekannten mag sie als eine rauhe, unkultivirte erscheinen; ihre Laute sind durchaus nicht rauh, ihr Accent auf keine Weise ein barscher, wohl aber ein derber, kräftiger, gleichwie der Volksstamm, der sie spricht, ein kräftiger, derber, männlicher ist.

Wenn auch der eigentliche Ursprung der niederdeutschen Sprache sowohl wie der oberdeutschen unerforschlich ist, so beweist doch schon ausser einigen alten Urkunden, Rechts- und Geschichtsbüchern das Hildebrandslied aus dem 8ten Jahrhundert, das in vorwiegend niederdeutschen Formen geschrieben ist und später eine zur Zeit Ludwigs des Frommen in niedersächsischer Sprache veranstaltete poetische Uebersetzung der Bibel, dass die niederdeutsche Sprache gleichen Anspruch auf Alter, wie die oberdeutsche, hat. Im Allgemeinen finden wir, dass beide deutsche Mundarten lange Zeit in einander verschmolzen gewesen sind, dass es schwer fällt, sie von einander zu unterscheiden. Es scheint dies erklärbar aus der Heimath der Dichter, ihrem Aufenthalt an den Fürstenhöfen des nördlichen Deutschlands, aus dem mächtigen Einflusse der Sachsen und ihrer Herrscher besonders unter Lothar, aus der Verwandtschaft der sächsischen und süddeutschen Fürsten unter Konrad III. und Friedrich I., aus der Reformation der Klöster, wodurch norddeutsche Mönche in den Süden verpflanzt wurden, und dem Antheil, den diese Mönche an der Erziehung der Fürsten, zu deren Umgebung die Dichter gehörten, und solcher Laien nahmen, die sich mit dem Dichten beschäftigten. Die Sache ist sehr

schwierig und wird vielleicht nie zu entscheiden sein. Wahrscheinlich gab es eine Art von Hofsprache, eine Mischung von Nieder- und Hochdeutsch, und dieser Hofsprache bedienten sich jene Dichter, die in Beziehung mit dem Hofleben standen. Daher die meisten jener grösseren weltlichen Dichtungen: Kaiserchronik, Alexandreïs, Aeneïde, Tristan, Kaiser Karl, König Rother, Graf Rudolph, Herzog Ernst — wirklich in diesem Gemisch geschrieben sind, während die übrigen dem Hofe fernstehenden Dichter, meist Klostergeistliche, ihr reines Hochdeutsch beibehielten. Die Büchersprache erhob sich bald etwas über die gemeine, und erscheint uns gebildeter, weil man sich zum Schreiben mehr Zeit nimmt, und auf den schriftlichen Ausdruck eines Gedankens mehr Sorgfalt verwendet, als zum Sprechen. Doch ist die Vermischung der beiden Mundarten auch in den ältesten Schriften, worin die fränkische und allemannische herrscht, unverkennbar. Sie würde noch sichtbarer sein, und der Zeitpunkt, wo das Niederdeutsche sich von dem grossen deutschen Sprachkörper losgerissen hat, würde sicherer können bestimmt werden, wenn nicht die meisten Abschreiber, entweder mit Bedacht oder aus Flüchtigkeit, ihre Abschriften nach ihren eigenen Mundarten eingerichtet, und viele Ausdrücke verändert hätten. Dies

zeigt sich bei der Vergleichung verschiedener Handschriften eines Gedichtes. Uebrigens wurde dieser Unterschied beider Mundarten auch nur allmählig grösser, nachdem sich jede stufenweise bildete.

Die weite Ausbreitung der niederdeutschen Sprache, welche erst seit ihrer Absonderung von der hochdeutschen den Namen der niedersächsischen erhalten hat, ist nicht allein aus der Menge und Grösse der Länder, in welchen sie gebräuchlich gewesen ist, sondern auch aus den abgeleiteten Sprachen, der angelsächsischen, der ältesten Tochter der weichen deutschen Mundart, der normännischen oder alten dänischen, der heutigen niedersächsischen, welche nach Wiarda eine Tochter der friesischen sein soll, der holländischen, der isländischen, der norwegischen, und der schwedischen Sprache, zu ersehen. Die grössere Herrschaft der niedersächsischen Sprache bis zum 16ten Jahrhundert kann man wohl nicht ableugnen, wenn man auf die gemeine Volkssprache sieht, allein in der Schriftsprache ist ihre Herrschaft viel früher eingeschränkt worden. Je mehr sich die hochdeutsche Sprache durch Luther's Bibelübersetzung und seine Postille ausbreitete, desto mehr nahm die plattdeutsche in Schriften ab; doch behauptete sie sich noch im siebenzehnten Jahrhundert in Pommern, Mecklenburg, Westphalen, Hol-

stein etc., bis sie ganz und gar aus den öffentlichen Vorträgen in Predigten, Gerichtshöfen und überhaupt aus der Büchersprache fast gänzlich verdrängt, und nur noch in belustigenden Schriften gebraucht wurde. Hin und wieder wurde die niedersächsische Sprache noch im achtzehnten Jahrhundert in Predigten auf dem Lande in Anwendung gebracht. Von solchen plattdeutschen Kanzelrednern will ich hier unter andern nur des Jobst Sackmann, Pastors zu Limmer bei Hannover († 1718) Erwähnung thun, der sich, um seinen Pfarrkindern verständlicher zu sein, in seinen Predigten meist der plattdeutschen Sprache bediente, doch nicht ohne Einmischung hochdeutscher Phrasen an ernsteren Stellen, wodurch seine Predigten ein wunderlich mosaikartiges Gepräge erhalten.

In der gemeinen Volkssprache behauptet die niederdeutsche Mundart noch bis jetzt eine Herrschaft in dem nördlichen Theile Deutschlands, wo sie vorzugsweise die Küstengegenden treu bewahrt haben. Dort wird das Platte noch allgemein gesprochen und hat deshalb neben seiner Ursprünglichkeit eine Frische und Beweglichkeit behalten, welche es sogar fähig macht, höhere als tägliche Geschäftsbegriffe angemessen auszudrücken; nur mit dem eigentlich Wissenschaftlichen und Philosophischen will es nicht

fort, und in solchen Fällen pflegt sich auch der Plattredende an die Hilfe der Schriftsprache zu wenden. Ihr jetziges Gebiet erstreckt sich von 51 bis 55 Grad nördlicher Breite und von 25 bis 34 Grad östlicher Länge von Ferro. Der Flächeninhalt beträgt etwa 3100 Quadrat-Meilen und die Bewohner desselben belaufen sich auf ca. 16 Millionen. Seine Grenzen sind im Norden das Königreich Dänemark und die Ostsee, im Osten die preussische Provinz Preussen, im Südosten die preussische Provinz Schlesien, im Süden Sachsen und Thüringen, im Südwesten das Grossherzogthum Hessen und der Rheinstrom, im Westen Holland und im Nordwesten die Nordsee. Verfolgen wir die plattdeutsche Zunge nach der Länder-Eintheilung, so gehört das ganze Königreich Hannover und das Herzogthum Braunschweig zu ihrem Gebiete; dann das Grossherzogthum Oldenburg, die freien Reichsstädte Hamburg, Bremen und Lübeck, das Grossherzogthum Mecklenburg, Holstein, Lauenburg und das südliche Schleswig, die pommersche Ostseeküste und Mecklenburg-Strelitz, die preussische Altmark, ein Theil der Provinz Brandenburg und der preussische Harz, das Kurfürstenthum Hessen südlich bis Marburg, die Fürstenthümer Bückeburg, Waldeck, Lippe-Detmold, die preussische Provinz Westphalen und

der Rheinstrom. Das Platt dieser Länder ist die für sich bestehende Sprache, während das Platt in den übrigen deutschen Ländern nur ein sogenanntes, ein Patois des Hochdeutschen ist. Hin und wieder nähert sich die niederdeutsche Mundart der hochdeutschen mehr oder weniger, wie sie sich schon von Alters her mit derselben vermischt hat; noch mehr aber nimmt die hochdeutsche von ihrem Ueberfluss an Wörtern auf, wie sie ebenfalls schon in den ältesten Zeiten gethan hat. Die niederdeutsche Sprache ist unstreitig der Veränderung, dem Schicksal aller Sprachen, unterworfen gewesen. Wer kann all die Umstände ergründen, welche dazu mitgewirkt haben! Alles was zu ihrer Entstehung und Bildung etwas beitrug, kann hier beinahe in Rechnung gebracht werden. Vornehmlich gehören die Verbindungen mit anderen Völkern und die Vermischungen der Mundarten hierher. Sie hat sich zwar vergleichsweise reiner erhalten, als ihre nächste Verwandtin, die holländische, welche viele lateinische und französische Wörter aufgenommen hat, auch reiner als die hochdeutsche; aber sie ist dennoch von Einmischungen fremder Wörter nicht frei geblieben. Manche Wörter, womit fremde Dinge bezeichnet werden, entlehnte sie billig, und man kann ihr darüber so wenig, wie der hochdeutschen Sprache, einen gegründeten Vorwurf

machen. Das Wort *Win* (Wein) hat sie z. B. offenbar aus dem lateinischen *vinum* entlehnt, und sie ist ehrlicher gewesen, als die hochdeutsche, welche ihr Fremdländisches mehr verheimlicht hat. Was den Bau einzelner Wörter betrifft, so sind darin wenige Veränderungen vorgegangen; mehr aber in der Verbindung und Zusammenfügung mehrerer Ausdrücke. Eine der erheblichsten Veränderungen ist, dass man Endsylben jetzt gewöhnlich mit einem Mitlauter schliesst, wo man sonst fast immer einen Endlauter zu gebrauchen pflegte. Sowohl die niederdeutsche, als die holländische Sprache haben sich nach und nach durch selbstgebildete Wörter ansehnlich vermehrt. Die Erfindungen der Buchdruckerei, der Magnetnadel, des Schiesspulvers und Geschützes gaben beiden vielfältige Veranlassungen dazu, und beide sind einander in der Benennung solcher neu erfundenen Dinge mehrentheils gleich geblieben.

In Betreff des leichten Ganges, und der Verbindung der Ausdrücke hat die niederdeutsche Sprache den Vorzug vor der holländischen und zum Theil auch vor der hochdeutschen. Die Vermischung beider Mundarten besonders am Niederrhein hat die üble Folge gehabt, dass die Geschlechtswörter undeutlich geworden sind, weil der Artikel *de* im männlichen und weiblichen Geschlecht gleichlautend

ist, wiewohl einige Mundarten sagen *de*, *dei*, *dat*. Ferner sind die Fürwörter schwer zu unterscheiden, insofern nämlich der Dativ und Accusativ *di* und *mi* einerlei ist; ebenso bedeutet der Accusativ *en* (ihn) der Einzahl auch den Dativ (ihnen) der Mehrzahl.

Wie in der oberdeutschen Sprache verschiedene Mundarten existiren, so finden sich deren auch in der niederdeutschen. Im Allgemeinen hat letztere zwei Dialecte, den nördlichen und den südlichen, oder den der Küsten und den des Binnenlandes, und bildet die Beschaffenheit des Bodens den Hauptunterschied; an die Natur des Landes schliessen sich die nächsten Bedürfnisse und Beschäftigungen der Menschen, und diese gaben dem Ton der Sprache sein besonderes Gepräge. Berg und Ebene sind die allgemeinsten Gegensätze des Bodens, und auf diese ist der ursprüngliche Unterschied der Dialecte gebaut. Den Bergsprachen eigenthümlich ist zuerst das Harte, Rauhe, Energische; Höhe und Tonfülle haben sie vor den Thalsprachen voraus. In den Vocalen der Bergsprache herrscht eine grössere Mannigfaltigkeit, die Zwischenstufen zwischen dem hohen *a* und dem tiefen *u* sind reicher, die Diphthonge zahlreicher, schwellender, klangvoller; vorwaltender sind die hohen Vocale ausgebildet, als *a*, *ae*, *ai*, *e*, *i*, wogegen die tiefen, *ö*, *eu*, *ü* zu-

rücktreten, ja in den meisten Dialecten gar nicht gesprochen werden. In den Consonanten der Bergsprache waltet Härte und Aspiration vor. Die Sprachen der Ebene dagegen haben in der Vocalisation mehr Ebenmaass und Einförmigkeit, die Zwischenstufen der Vocale, d. h. was zwischen dem entschiedenen, scharfgesprochenen a, i und u liegt, sind minder reichhaltig ausgebildet, eine eigene Neigung zu tiefen, schattigen Tönen giebt sich kund und das weithallende a der Bergsprachen verdünnt sich oft in das mildfliessende e. Die Consonanten der Thalsprachen neigen zur Weichheit und Stumpfheit.

Die Hauptrichtung des Bergdialectes geht, wie gesagt, dahin, vorwaltend hohe, harte, gehauchte Töne auszubilden; die Sprache der Ebene zieht die tiefen, weichen, hauchlosen vor. Jenes entspricht dem angestregten Bergsteigen und eignet sich zu weitem Ruf durch Fels und Klüfte und zu kühnem, wiederhallendem Gesange, dieses giebt den Eindruck der einförmigen Ebene wieder, und hat den Character traulicher, leidenschaftloser Mittheilung.

Während man im weitern Sinne den südlichen Dialect gewissermaassen als die Uebergangssprache zum Hochdeutschen annehmen kann, so ist der nördliche oder der des Küstenlandes das reine Plattdeutsch, den man andererseits auch die Schriftsprache

nennen dürfte. Zu ihm gehört das nördliche Hannover südlich bis Lüneburg und Nienburg, das westliche Hannover oder Ostfriesland südlich bis Osnabrück, das Grossherzogthum Oldenburg, Holstein, Lauenburg und das südliche Schleswig, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, Hamburg, Bremen und Lübeck und die pommersche Ostseeküste. Die übrigen Ländertheile gehören zu dem Dialecte des Binnenlandes.

Der nördliche Dialect zerfällt nun wieder in mehrere Mundarten, die jedoch nur wenig von einander abweichen. Da aber diese kleinen Abweichungen nach den einzelnen Localitäten so weit aus einander gehen, dass man allerdings in Verlegenheit kommen und fragen kann, wonach denn ein Wort, eine Form, ein Dialect zu bestimmen, und woran seine platte Natur zu erkennen sei, so möchte es hier noch zweckdienlich sein, als Criterium dieses Allgemeinste aufzustellen: platt- oder niederdeutsch sind alle diejenigen Mundarten, welche erstens die gehauchten Consonanten im Auslaut, am Ende abstumpfen, (also: wat, ik = was, ich), zweitens die stumpfen Consonanten im Auslaut aspiriren (af, Lof, = ab, Lob), drittens die harten Zahnlaute im Anfange erweichen (Del, Deil = Theil), viertens die harten Laute häufig im Inlaut, in der Mitte er-

weichen (Breve, Höde, rüggen = Briefe, Hüte, rücken). Von den Vocalen ist das Criterium nicht zu nehmen, weil diese mannigfaltiger sind.

Betrachten wir die Mundarten des nördlichen Dialectes etwas näher, so ist die holsteinische Mundart die breiteste und derbeste, bei welcher das sch hervorhebend gebraucht wird. Südlich beginnt sie im Herzogthum Lauenburg, nimmt Lübeck in sich auf, ganz Holstein und das südliche Schleswig bis Flensburg. Eine Linie gezogen vom Flensburger Fjord nach der schleswigschen Westküste, die Städte Flensburg und Husum inbegriffen, und wir haben die Sprachgrenze gegen Norden. Alles Land, das einige Meilen nördlich und südlich von dieser Linie liegt, spricht die Uebergangssprache, halb plattdeutsch und halb dänisch, bis sich endlich weiter nördlich das Plattdeutsch oder gemischte Dänisch in dem reinen Dänisch auflöst.

Eine andere Mundart ist die hamburgische, die nur in der Stadt Hamburg gesprochen wird und welche sich durch ihren schleppenden, halb singenden Accent auszeichnet. Doch dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen können, dass sich selbst in dieser Stadt zwei Mundarten herausfinden lassen, und zwar die der Wasserseite und die der Landseite.

Die dritte Mundart ist die mecklenburgisch-vorpommersche, und zu ihr gehören alle Länderteile, welche vorzüglich die Wenden in Besitz hatten. Namentlich sind diese beide Mecklenburg, das hannoversche Wendland an der Elbe und die pommersche Ostseeküste. Diese Mundart unterscheidet sich von den übrigen durch ihre Verwandtschaft mit der wendischen Sprache, durch den beim Sprechen beinahe geschlossenen Mund und die dadurch hervorgebrachte halb lispelnde Betonung. Es giebt, zumal im hannoverschen Wendlande, noch Orte, wo man das alte, heutigen Tages in Böhmen gebräuchliche Wendisch redet. Einige Meilen von der pommerschen Ostseeküste landeinwärts geht das Platt in das brandenburger Hoch über, und merkwürdigerweise bildet die Grenze des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz auch ganz genau die plattdeutsche Sprachgrenze gegen die Mark Brandenburg.

Uebrigens hört man in Mecklenburg viel, selbst von den Gebildeteren, Plattdeutsch sprechen, und es ist dort nicht ungewöhnlich, besonders in Frauengesellschaften, dass Hochdeutsch angefangen wird und, wenn die Herzen sich gegenseitig öffnen, man in's Plattdeutsche als die traulichere Sprache übergeht. Dadurch hat diese dort eine grössere Gewandtheit erlangt, als sie in anderen Gegenden be-

sitzen mag, wo sie nur den untern Volksklassen überlassen ist. — In Betreff des vorpommerschen Dialectes ist noch zu erwähnen, dass er sich wieder in zwei verschiedene Unter- und Spielarten theilt. Die eine ist nämlich rund, leicht, rollend, ohne alle Doppellaute und einfach in Wurzeln und grammatischer Ausstattung, die andere breit an Lauten, gedehnt, voll, schwer, nachdrücklich bis zu grosser Trägheit und ziemlicher Härte, insbesondere erfüllt mit gewissen Diphthongen (au, ei, ai), oder nachklingenden Vocalen (a, ä, e etc.) und Liebhaberinnen trägt absinkender Endlaute; sagt z. B. jene runde Mundart Foot (Fuss), Göder (Güter), so lauten diese Worte in der breiten Sprache: Faut, Gaudern oder Gaure. Auf einem grossen Theile Rügens und auf einem Strich des Festlandes, der von Barth über Greifswald bis mindestens nach Usedom reicht, herrscht die breite, in einem andern Theile Rügens und östlich der Oder bis an die Madue und die nördliche Ihne die runde.

Eine vierte Mundart ist die bremische, gebräuchlich in der Stadt Bremen und deren Gebiet, sowie ganzen Umgegend, nördlich bis Bremerhaven, im Hannoverschen bis Osnabrück, in Ostfriesland und im Grossherzogthum Oldenburg. Bezeichnend für diese Mundart ist die halbe Verschluckung der Wörter

und die dadurch zu Wege gebrachte Schnelligkeit der Aussprache. Das hannoversche Ostfriesland bildet gegen Westen den Uebergang zum Holländischen, indem hier die Sprache schon theilweise mit holländischen Worten gemischt ist.

Die fünfte Mundart des Plattdeutschen im Norden ist endlich die des nördlichen Hannovers, die Stadische zwischen Elbe und Weser, von der Mündung dieser beiden Ströme südlich bis in die Lüneburger Haide. Es ist das am treuesten erhaltene Platt der Vorzeit, und zeichnet sich am vortheilhaftesten aus durch seine Reinheit in Aussprache und Accent.

Minder wie der nördliche zerfällt der südliche Dialect der plattdeutschen Sprache in besondere zumal bestimmt abgegrenzte und von einander zu unterscheidende Mundarten. Wir können allenfalls eine hannoversche Mundart, welche im südlichen Hannover, in der kurhessischen Grafschaft Schaumburg, in den Fürstenthümern Bückeburg, Waldeck und Lippe-Detmold und im Herzogthum Braunschweig gesprochen wird, hervorheben; ferner eine westphälische Mundart, die bezeichnend durch die Verwandlung des sch in sk und schw. in ein ganz weiches sw, überhaupt durch die Meidung des ch ist. Eine dritte Mundart ist die Harzer, zu characterisiren durch die Verwandlung des g und

ch in ein weiches k, gesprochen von den Bewohnern des Harzes und im Göttingischen, sowie eine vierte schliesslich, die Rheinische, deren sich die Anwohner des Unterrheins bis zur holländischen Grenze, wo die Sprache in's Flämische übergeht, bedienen; diese letzte Mundart ist die härteste, und weil die Worte sämmtlich nur halb, ja man möchte beinahe sagen unarticulirt, ausgesprochen werden, die am schwersten zu verstehende.

Wenngleich es nun wohl unmöglich ist, das Plattdeutsche zu dem fähig zu machen, was das Hochdeutsche nach allen Richtungen und Seiten hin leistet, insofern es ja bei aller Bildungsfähigkeit doch nicht mit den Entwicklungen des geistigen Lebens in Deutschland gleichen Schritt gehalten hat, und um zu derselben Ausbildung zu gelangen, erst die Vergangenheit von drei Jahrhunderten nach- und durchleben müsste: so dürfte es doch wünschenswerth sein, dass durch Verschmelzung und gegenseitige Ergänzung der Dialecte eine allgemeine plattdeutsche Schriftsprache zu Wege gebracht würde, die nicht die hochdeutsche Schwester verdränge, und über diese gestellt würde, aber für diejenigen Stoffe, für welche sie mehr als das Hochdeutsche geeignet, und auf welche sie also ein Recht hat, ein vollkommeneres Gewand abgäbe, was keiner der Dialecte allein ver-

mag. So könnte beispielsweise der Ostfrieſe, der eine unſchöne Diminutivwendung „ken“ und der Holſteiner, der gar keine hat, die ſchöne und herzige Endung des Mecklenburgers „ing“ aufnehmen. (Vadding, Mudding u. ſ. w.) Gebe jeder von ſeinem Reichthum das Beſte her, und wir könnten eine ebenſo herrliche plattdeutſche Sprache uns erringen, wie Luther und ſeine Zeit die neuhochdeutſche aus den Schätzen der oberdeutſchen Dialecte geſchaffen.

II.

Seitdem die Einkehr in's deutſche Leben das Stichwort der deutſchen Literatur geworden, hat dieſelbe vielfach auch die Dialecte in ihr Bereich gezogen und die Eigenthümlichkeiten derſelben verwerthet. Beſonders hat ſich die Lyrik viel auf dieſem Felde verſucht und oft mit groſſem Erfolg. Man erfuhr, daſſ hinterm Berge auch Leute wohnen, daſſ über die Grenze des Hochdeutſchen hinaus, daſſ im Volke auch Poesie, Gefühl und Humor in beachtenswerthem Maſſe zu finden ſeien, und man that zu gleicher Zeit ſehr belehrende Blicke in das Weſen des Sprachgeiſtes und den Character der

Stämme, welche durch die Dialecte bezeichnet sind. Vornehmlich ist es das gegenwärtige Jahrhundert und zwar seit dem grossen Erfolge der „Alemannischen Gedichte“ von Hebel, wo die Dialectdichtung in Deutschland eine immer grössere Ausdehnung gewonnen. Hebel's Dichtungen spiegelten die Heiterkeit des Himmels, die Fruchtbarkeit der Erde, die Mannigfaltigkeit der Gegend, die Behaglichkeit, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe seines Stammes, seine neckische Sprachweise und sein Talent zum Scherz in so liebenswerther Weise ab, dass alle Welt daran erfreut war und zahlreiche Volksdichter mit mehr oder weniger Anlage in anderen Landschaften es ihm nachzuthun versuchten. So wurde die Strassburger Mundart von Arnold, die Nürnberger von Gröbel*), die schlesische von Holtei, die westricher von Schandein, die südbaierische von Kobell und Pangkofer, mehrere österreichische Mundarten wurden von Castelli, Kaltenbrunner, Klesheim und Stelz-

*) Gröbel verhält sich zu Hebel wie Armuth zu Reichtum, reizendes Landleben zu eingeschnürtem Stadtleben, wie Natur zu Stube, paradiesisches Feld- und Gartenleben zu dürrem Philisterthum. Bei Hebel ist der freie Sternenhimmel über uns angespannt, vor uns blühet das gesegnete Wiesenland, tobt das lebendige Meer, waltet die Allmutter Natur; bei Gröbel umdunstet uns die dicke Strassenluft und umschliesst uns das unreinliche Zimmer.

hamer, die pfälzische von Nadler, die schweizerische vom Schweizer Maler Usteri*), zum Theil mit nicht geringem Glück für die Behandlung poetischer, besonders lyrischer Stoffe benutzt. Diese Dialectpoesie hat ohne Zweifel ihren unbestreitbaren Werth, indem sie uns von dem deutschen Volksgemüth in seinen einfachsten Urelementen und in seinen verschiedenen Nüancen je nach Gau und Stamm wenigstens eine annähernde Vorstellung geben und daher gewissermassen als ethnographische Supplemente zur allseitigen Kenntniss des deutschen Volks zu betrachten sind. Ausserdem haben sie auch wesentlich dazu beigetragen, die Kenntniss von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der deutschen Mundarten zu erweitern, worüber namentlich Firmenich's grosse Sammlung eine interessante und lehrreiche Uebersicht gewährt. Mit ihrem ethnographischen Nutzen verbindet sich also, von ihrem verhältnissmässig poetischen Werth ganz abgesehen, auch ein linguistischer und grammatischer.

Nur das Plattdeutsche, obschon es als in sich geschlossenes, wenig nüancirtes Ganzes sein viel um-

*) Bald Claudius nachahmend, dann Voss und Hebel zum Vorbild nehmend, macht er seine illustrierten Schweizeridyllen durch die dabei gesetzten ausdrucksvollen Zeichnungen, woran seine Dichtungen erzählend sich festhalten, sehr belebt.

fangreicherer Ländergebiet beherrscht, schien für die Literatur und Poesie erstorben, eine blosse Bauernsprache, gut genug, sich über die Zucht guter Milchkühe, über den Kohlgarten und andere niedere Alltäglichkeiten des dörflichen Lebens darin zu verständigen. Die Musen in dieser Sprache sprechen zu lassen, war erst der neuesten Zeit vorbehalten. Dass die Hansa sich ihrer bedient, das deutsche Recht in sie gekleidet, dass sie Cimbrien für sich erobert und bis in das ferne Russland vorgedrungen, war längst vergessen. Man wusste nur, dass Till Eulenspiegel bei seinen Spässen sie gebraucht hatte. Sie, die einst in der Literatur so hervorragende Bedeutung hatte, in der allbekannte gelehrte, wie populäre Werke geschrieben waren, lag zwei Jahrhunderte lang fast völlig brach und wie in verzaubertem Schlafe. Es gab keine niederdeutsche Literatur mehr, und was sich den Kreisen allgemeiner deutscher Bildung beirechnete, schämte sich wohl gar, wenn schon von Geburt ihr nahestehend, seiner Muttersprache.

Aber man kann sagen, dass ein besonders günstiges Schicksal über ihr gewacht hat, sonst hätte sie bei der grossen Nichtachtung und der Geringschätzung, welche sie Jahrhunderte lang erfuhr, zu Grunde gehen müssen. Die Schlafende ist wieder

erwacht. Und nicht erst seit Claus Groth's Quickborn, wie man öfter fälschlich hört, ist diese neue Regsamkeit, die alte, ehrwürdige Muttersprache, das Niederdeutsche oder Platt zu halten, zu festigen, zu verjüngen, erwacht, nicht aus seinem Jungbrunnen brauchte erst getrunken zu werden, im Gegentheil dieser selber ist nur ein Zeichen des erwachten Lebens, seine Lieder selbst sind die Kinder der verjüngten Liebe — soll ich sagen des Volkes oder der Gebildeten? — zu der schönen Aschenbrödel, die so lange in unserer Nähe weilte, dass man ob der Gewohnheit ihrer Reize nicht achtete, bis endlich ein Irgendwer sie wieder entdeckte, und Alles über die eigene Blindheit staunte. Nun aber sind rührige Anbeter aufgestanden zur Pflege dieser herrlichen Volkssprache, welche sich immer noch ihre Gewandtheit, Traulichkeit, Naivität, die ihr etwas Kindliches, Gemüthliches verleiht, und eine jugendliche Frische bewahrt hat, welche das später entstandene Hochdeutsche längst zum grossen Theil eingebüsst hat. Sie besitzt einen ihr ureigenen ungezählten Reichthum von individuellen Wörtern, welche die Gesamtsprache so wenig wiederzugeben vermag, als ihre eigenen Eigenthümlichkeiten die Fremdsprache. Aber auch einen unerschöpflichen Vorrath plastischer, kerniger Formen und Begriffe

schliesst sie ein, eine Menge sinnlich bedeutender, wohlklingender Worte, Worte von einem, zwei Buchstaben, kurzer, leichter Sylben, Elemente, durch glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Styl zusammengedrängt, der vor unserer Büchersprache grosse Vorzüge hat. Das Plattdeutsch hat sogar einen nicht gering anzuschlagenden Vorzug selbst vor dem Schriftdeutschen voraus; es ist weicher, flüssiger, volltönender, weniger mit Zischlauten und harten Consonanten überladen, und eignet sich, sowie es jetzt ist, freilich wenig zum Hochpathetischen, Oratorischen, dafür ist es aber auch in seiner kernigen Einfachheit, Schlichtheit und Klarheit der Phrase dem Schwulst, dem gezierten und geschraubten Ausdruck gänzlich unzugänglich; und wenn das Plattdeutsch sich auch nicht für erhabene Reflexionen eignet, so doch um so mehr für den treffenden Ausdruck der auf gesundem Menschenverstand beruhenden praktischen Moral, für die Spruchdichtung, für den Ausdruck tiefer und inniger, dabei aber einfach natürlicher Empfindungen, und ganz vorzüglich für alle Arten der sowohl derben als schalkhaften Komik und Humoristik, mehr vielleicht als das Hochdeutsche.

Blicken wir indessen zurück auf die neuangebrochene Aera des Plattdeutschen, und verfolgen dessen Fortschritte auf dem Sprach- und Literatur-

Escher Gewinn wäre.

gebiete, so müssen wir die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, die Rührigkeit der wissenschaftlichen Forschungen und den unermüdlichen Eifer, die plattdeutsche Literatur durch fördernde Pflege wieder zu Ehren zu bringen, rühmend anerkennen. Es traten mehr oder weniger umfangreiche und schwierige Arbeiten in Bezug auf die Sammlungen des niederdeutschen Sprachschatzes hervor, theils in Sammlungen von Märchen und Sagen, von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, die sich in Niedersachsen vorzugsweise reich vorfinden, namentlich durch E. Höfer „Wie das Volk spricht“ und den Pseudonym K. Eichwald, — beides Werkchen, die so recht dem Volke abgelauscht haben, wie es seinen Stimmungen in sentenziöser Weise Luft macht, — theils in Glossarien zu bestimmten Werken, theils in Idiotiken für abgegrenzte Gegenden, wohin z. B. die zwei verdienstlichen Arbeiten Stüremberg's für das Ostfriesische und Schambach's Göttingisch-Grubenhagensches Idiotikon zu rechnen ist. Beide haben dadurch eine eigenthümliche Wichtigkeit, dass sie an bedrohten Sprachgrenzen entstanden sind, und so den heutigen Dialect für die spätere Nachwelt aufbewahren; auf das Ostfriesisch-Niedersächsische, welches die friesische Sprache verdrängte, übt nämlich die Tochter der Besiegten, das Holländische, noch

entschiedenen Einfluss; im Göttingischen aber geht das Platt mit seinen dortigen harten Formen ebenso entschieden seinem Aussterben entgegen. An einem Wörterbuche der altmärkischen Mundart hatte es auch fast ganz gefehlt; der einzige Versuch in den „Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg“ (1797, 4. 1227—1240), konnte weder auf Wissenschaftlichkeit noch auf Vollständigkeit Anspruch machen. Es war daher ein dankenswerthes Unternehmen J. F. Danneil's, den Wortvorrath eines nicht unwichtigen plattdeutschen Dialectes in einem Wörterbuche zu sammeln. Sein Hauptaugenmerk richtet der Verfasser darauf, die feinen Unterscheidungen und Schattirungen der Wortbegriffe darzulegen, indem er gelegentlich volkstümliche Reime und Bruchstücke aus Volksliedern mittheilt, die den Reiz und Werth seines Buches erhöhen. Auf viel weiteren Umfang ist dagegen des hochverdienten Greifswalder Historikers Kosegarten's Riesenwerk berechnet, auf eine Darstellung des gesammten Niederdeutschen von den ältesten Quellen bis auf heute und in allen seinen dialectischen Sprachfärbungen. Alle niedersächsischen Schriftwerke und die noch lebende Sprache sind seine Quellen. Das Unternehmen ist kühn und gewaltig, mit einem grossen Aufwande von Gelehrsamkeit, dessen Vollendung und Gelingen für die Wissenschaft ein herrlicher Gewinn wäre.

Nicht so rüstig, wie am lexikalischen Aufbau der Sprache wird am grammatischen gezimmert, der eigentlich nur gelegentlich in den Wörterbüchern selbst gefördert wird. Von selbständigen Versuchen existiren nur wenige, und diese sind theils absichtlich ganz provinziell gehalten, oder können doch die Provinz nicht verleugnen. Erwähnenswerth sind die plattdeutschen Grammatiken von Ritter, Julius Wiggers und A. Marahrens. Die arge Verwilderung der schriftlos und zuchtlos gewordenen Sprache macht auch eine Universalgrammatik der niederdeutschen Formenlehre und einer allgemein gleichen Orthographie, welche immer noch eine willkürliche, vielfach wechselnde ist, zu einer äusserst schwierigen Aufgabe.

Gehen alle diese Bestrebungen auf ein Erhalten und ein Erklären des niederdeutschen Sprachschatzes hinaus, das nur indirect zu einer Verjüngung und Neubelebung führen kann, so ist dieses Letztere dagegen der ausgesprochene Zweck der schriftstellerischen Anwendung des Niederdeutschen in Prosa und Poesie, und wie weit in dieser Beziehung das Streben nach einer Wiedergeburt des Plattdeutschen sich erhoben hat, möge uns nun die Betrachtung der auf dem Gebiete der plattdeutschen Literatur hervorgegangenen Erscheinungen zeigen. Insofern sich jedoch

das Feld der plattdeutschen Poesie überhaupt einer lebhafteren Bebauung und aufmerksameren Pflege zu erfreuen gehabt, so will ich im Anschluss an eine demnächst zu veröffentlichende Mustersammlung plattdeutscher Dichtungen vornehmlich deren hervorragende Denkmäler näher beleuchten.

Seitdem bereits 1621 die letzte niederdeutsche Bibel erschienen war — die erste zu Köln, ohne Angabe des Druckjahrs und des Druckers gedruckt, kann vermuthlich in das Jahr 1480 versetzt werden, wo auch die erste niederdeutsche Ausgabe des Sachsenspiegels erschien — verschwand das Plattdeutsche nach und nach fast ganz aus den gedruckten Büchern, und dass sie durch Luthers Kirchenverbesserung hauptsächlich aus den öffentlichen Vorträgen und Schriften verbannt worden ist, bedarf wohl keines Beweises. Luthers kleine Aufsätze über wichtige Lehren, die als wohlfeile Flugschriften in die Hände des gemeinen Mannes kamen und sämmtlich hochdeutsch abgefasst waren, besonders sein kleiner Katechismus, der in sehr kurzer Zeit in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde, hauptsächlich seine Uebersetzung der Bibel und endlich die Augsburgerische Confession trugen das meiste dazu bei, dass die hochdeutsche Sprache den Sieg erhielt. Bis dahin waren noch niederdeutsche Schriften, Ge-

sang-, Gebet-, geistliche Lieder- und Historienbücher häufig, nachher wurden sie seltener. Ausser einigen neuen Ausgaben und Erläuterungen alter Rechtsbücher, Chroniken und Urkundensammlungen wären als plattdeutsche Producte des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts etwa noch erwähnenswerth der Reineke Fuchs in einigen Bearbeitungen, W. Lauremberg's vier Scherzgedichte, J. Sackmann's Predigten. In Bezug auf den Holsteiner W. Lauremberg († 1659) ist zu erwähnen, dass er der erste Schöpfer der Satire gewesen, welche im Munde und Herzen des Volkes gepflegt, in ihrer künstlerischen Wiedergeburt auch aus dessen Schoosse hervorging und deren Geburtsstätte eben Norddeutschland war. Lauremberg, in seiner ganzen Weise noch unberührt von der antik-gelehrten Verskunst der schlesischen Dichterschule, auch ohne alle Lust an der freien unvolksthümlichen Verskünstelei, noch ein Mann des Volkes, schrieb im Volksdialecte und gehört mit seinem handgreiflichen Volksspasse, mit seinem derben Mutterwitze, mit seiner naiven, munteren, oft anstössigen platten Sprache dem alten Geschlechte und einer früheren Welt an. Seine Scherzgedichte in „Nedderdütsch gerymet durch Hans Wilmsen, L. Rost (oder in einer andern Ausgabe: De nye poleerte Utiopische Bokes Büdel),“ —

nämlich: „Von izigen Wandel un Maneeren der Menschen; — von allemodischer Klederdracht; — von vermengder Sprake; — von allemodischen Rymen“ — worin er die Anmaassung und Bettelei der neuen Poeten verspottete, überhaupt die Nichtigkeit der Moden, das Abgeschmackte der Ausländerei abmalte, — erwarben dem heitern und volksfreundlichen Manne den Ruhm eines tüchtigen Volksatyrikers.

Was J. Sackmann anbetrifft, den ich weiter oben bereits berührt, so steht er minder geist-, sinn- und bilderreich, aber auch minder gesucht und weniger mit künstlichen Antithesen spielend, als der bekannte katholische Kanzelredner Abraham a Sancta Clara, diesem wie der schalkhafte plane, mit einfachgesundem Menschenverstande begabte niederdeutsche Eulenspiegel dem phantasiereichen Süddeutschen und Katholiken gegenüber. Die Originalität und Drolligkeit seiner Kanzelvorträge, die neuerdings bereits in siebenter Auflage veröffentlicht worden, bewirkten, dass viele aus der Stadt Hannover Sonntags nach Limmer kamen, um Sackmann zu hören. In kernigen Ausdrücken gab er in kräftigen, plattdeutschen Worten seiner Gemeinde Rathschläge, wie sie sich im Familien- und im allgemeinen weltlichen Leben verhalten sollte. So ermahnte er sie oft daran, weisses, ungefärbtes Tuch zu kaufen, weil dieses

stärker als das gefärbte und nicht in der Farbe verbrannt sei: „Lüd köbt wit Wand (Wand, Tuch), wit Wand hölt Stand, wit Wand is nich in de Farf ferbränt.“

Erst dem Ende des vorigen und unserm Jahrhundert war es vorbehalten, wieder einige poetische Talente reifen zu lassen. Zu jener erfreulichen Zeitperiode, wo man sich unmittelbar an das Volk selbst wendete, wo man populäre Dichtungen für dasselbe schuf, und in den Geist, in das Herz, in die Sprache der untersten Klassen hinabzusteigen suchte, um durch solche Lieder das Volk ganz für sich zu gewinnen, führte das Bestreben der Dichter auch vornehmlich zur Bearbeitung der einzelnen deutschen Mundarten und Dialecte, welche eben seit der Reformation und seit der Herrschaft des Neu-hochdeutschen — zum grossen Nachtheile des Volkes — fast gänzlich aus der Poesie und der Schriftsprache zurückgedrängt waren. Der urdeutsche J. H. Voss führte den Reigen an. Er ist gewissermaassen der erste Schriftsteller, den wir als das vorbereitende Zeichen dieses Zeitalters des Wiederaufblühens und der Reife unserer plattdeutschen Literatur anzusehen haben. Er suchte zuerst entschieden eine Bedeutung für die untern Volksklassen zu gewinnen. Deswegen sprach und dichtete er im

Volksdialecte, und zwar in dem ihm als Mecklenburger zunächst liegenden Niederdeutschen, jenes Motto zu diesen seinen Gedichten so trefflich wählend:

„Wird doch dorische Sprache dem Dorier, denk' ich, erlaubt sein!“

Er arbeitete in seinen Gedichten auf Hebung und Befreiung der gedrückten Volksklassen. Trug doch der begeisterte Jüngling in seinem Feuereifer dem edlen Markgrafen von Baden seine Dichtkunst an, und empfahl sich diesem Fürsten, der den Bauer als die Grundlage des Landeswohles betrachtete, als Landpoeten, der die Sitten des Volkes bessern, die Freuden eines unschuldigen Volksgesanges ausbreiten solle. Durch einige plattdeutsche, hübsche Idyllen, wie: „De Winterawend; de Geldhapers“, in denen er einen burlesken Ton anschlug, gab er wohl eine Ahnung davon, was mit dieser Sprache für poetische Aufgaben auszurichten, wie dieses Plattdeutsch ein sehr handliches Werkzeug, und dass es mit Recht zu bedauern sei, dass es in seiner Entwicklung stecken geblieben ist, wie eine schöne Blume, der es an dauernder rationeller Pflege, Behandlung und Schonung fehlte, während die vielleicht minder schöne Schwesterblume in Folge besserer Behandlung über sie emporwuchs, durch ihre reiche Blätterentfaltung sie in Schatten stellte, durch ihre

üppige Wurzelentwicklung ihr Raum und Erdreich benahm und dadurch zu ihrer Verkümmernug beitrug.

Schon erfolgreicher und mit grösserer Gewandtheit sang der Rostocker D. G. Babst seine plattdeutschen Gesänge, die in 3 Bänden unter dem Titel: „Allerhant schnaaksche Saken tum Tietverdriew; afers Wahrheeten üm sick meeto to spegeln in unse Moderspraak,“ herausgegeben sich allgemeinen Beifall errangen. Sie entgingen selbst der Aufmerksamkeit eines Goethe nicht, welcher bei Gelegenheit eines im Jahr 1822 bei Cotta in Tübingen erschienenen Werkes, betitelt: „Der deutsche Gilblas, eingeführt von Goethe, oder Leben, Wanderungen und Schicksale Joh. Christ. Sachse's, eines Thüringers; von ihm selbst verfasst,“ in dem Vorworte dazu des ehemaligen Nieder-Gerichts-Procurators und Quartier-Secretairs Diedrich Georg Babst rühmlichst gedenkt, und vorläufig auf ihn aufmerksam macht. Goethe zählt ihn zu der Klasse der Naturdichter, und lässt ihm als solchen, wie als Mensch Gerechtigkeit wiederfahren, indem er sagt: „Ergötzlich ist es zu sehen, wie ein Mann in dem bürgerlichen Wesen selbst befangen, sich durch geniale Betrachtung darüber erhebt, und dasjenige, was wir sonst als Philisterei, Bocksbeutel, Schlendrian und alberne Stockung zu verachten pflegen,

in seiner natürlichen, anmuthigen Nothwendigkeit sehen lässt und uns solche beschränkte Zustände dulden, schätzen und lieben lehrt.“ Gleichzeitig gedenkt Goethe dieses Dichters in einer kurzen Lebensskizze, wonach Babst im Jahre 1741 zu Schwerin geboren, seine erste wissenschaftliche Bildung auf der dortigen Domschule erhielt. Schon frühe als Knabe zeigte er Anlage zur Dichtkunst, indem er zu Familienfesten, Geburtstagen seiner Eltern u. s. w. Gedichte verfertigte und zu schon vorhandenen Melodien Lieder dichtete, die er zum Clavier sang. Der Knabe erlangte hierdurch gewissermaassen eine Berühmtheit, so dass man ihn sogar an den Hof rief, um seine Lieder zu hören. Diese ihm so angenehmen Verhältnisse nahmen zwar bald ein Ende, insofern er in Folge der Bedrängnisse des siebenjährigen Krieges mit seinen Eltern nach Lübeck flüchten musste und auf das dortige Gymnasium versetzt wurde: bald aber knüpften sich dieselben auch dort wieder an. Er sang in öffentlichen Concerten und zeigte sein Dichtertalent bei sich darbietenden Gelegenheiten, welches ihm Gönner und Freunde erwarb. Nach beendigten Schuljahren ging er, um die Rechtswissenschaft zu studiren, nach Rostock, wo seine zahlreichen Verwandten ihm Ersatz für die zurückgelassenen Freunde gewährten. Hier fand sein

poetischer Geist neue Nahrung. Er schrieb Gedichte geistlichen und weltlichen Inhalts, von denen manche in der Zeitschrift „Der Wissbegierige“ abgedruckt wurden. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, trat er als Procurator beim städtischen Niedergericht in Rostock in's bürgerliche Leben, und wurde später zum Secretair des zweiten Quartiers der repräsentirenden Bürgerschaft daselbst erwählt; doch ruhte seine Muse nicht. Merkwürdige, für Rostocks Bewohner interessante Begebenheiten besang er mit vielem Beifall in plattdeutscher Sprache und erwarb sich dadurch viele Freunde, sowie wegen geprüfter Rechtschaffenheit allgemeine Achtung. Er starb am 21. April 1800, betrauert von Allen, die ihn kannten. Seine Gedichte sind theils erzählenden, theils didactisch-humoristischen Inhalts, und führt uns das vorerwähnte Album von den bessern „De Ehstand; de Weltlop; dat Fack; de beste Tid; dat Sark; de Apthekerburs“ als Proben vor. In fast allen waltet das moralische Interesse vor, oft ein religiöser Sinn, der nach Vollendung strebt, nach edler Popularität, alle zeigen die innigste Vertrautheit mit dem bestehenden Volksleben, mit seinen Eigenthümlichkeiten, mit den tiefliegenden Grundbedingungen ihrer Richtung und Gestaltung. In Babst schlug ein edles Herz, das ihn stets auf der Höhe des Welt-

bürgers und Menschenfreundes hielt. Er schrieb voll heiterer Laune eines geweckten, hellen Kopfes und unbefangenen Sinnes, er redete immer aus warmer Brust über die Fehler und Verbesserungen der Sitten.

Nächst ihm zeigte noch mehr W. Bornemann, Lotteriede-Director in Berlin, dass aus der Tiefe des Gemüths herauszudichten auch das Plattdeutsche ein geeignetes Organ sei. Seine bereits in mehreren Auflagen erschienenen Gedichte im Dialect der Mark Brandenburg haben wir der Herausgabe seines Bruders K. Bornemann zu verdanken. Fern von allem Idealen zeichnet dieser fröhliche Mann das Leben in seiner baarsten niederländischen Wirklichkeit; er fasst nicht die besonderen Lebensverhältnisse von ihrer höheren rein menschlichen Seite auf, er will uns unter der Hülle des Landmannes, des Bürgers, des Soldaten nicht den Menschen darstellen, sondern er will den Bürger und Bauer, wie er leibt und lebt, malen, er will chemisch darstellen, was der Versauerungsprocess, der derbe Bauernverstand aus dem Menschen gemacht haben; es sind reine Localgemälde, die wegen der behaglichen Laune, wegen des dramatischen Lebens und des passenden Ausdrucks, wegen der eigenthümlichen Naivität, worin sie entworfen sind, sich ganz vorzüglich lesen lassen z. B. „De Hochtide; — As

du mi, do ick di; — de poamersche Grandeer; — de oll Fritz, — letztere beide ganz einzig in ihrer braven Art, mit dem sichersten Griff aus dem Mittelpunkte gehoben, einzig gedacht, und im Ausdruck dem Gedanken nicht angepasst, sondern angeschaffen. Echt deutscher Character und altmärkische Natur vereinigen sich hier in braver, preussischer Gesinnung, liebenswürdigster, praktischer Begabung. Giebt's ein trefflicheres Bild gesellschaftlicher Naturfreude und Lebenswonne mit allen Stimmungen des Herzens, als die den Wechsel der Natur und der Jahreszeiten schildernden Gedichte der Sammlung „Winters Afgang, Frühlings Anfang, Sommers Kreftgang, Herftids Hergang“? Wen märkisches Provinzialleben und preussisches Volksthum interessiren, der schlage hier nach. Sicher wäre Manches werth in's Hochdeutsche übertragen zu werden, wenn es nicht die charakteristische Färbung dabei verlöre.

Gleichzeitig mit Bornemann's Gedichten trug sehr viel zur nochmaligen Aufnahme des Plattdeutschen die gewöhnlich dem leider zu früh verstorbenen Theodor von Kobbe zugeschriebene Humoreske: „de Wettlop twischen den Hasen un den Swinegel up de Buxdehuder Haide“ bei. Diese Perle deutschen Volkshumors in niederdeutscher Mundart, eine Satire auf den Hochmuth der grossen

Herren und eine Verherrlichung des gesunden Mutterwitzes, der dem gemeinen Mann zu Gebote steht, erlebt fortgesetzt neue Druckauflagen. Der „Swinegel“ ist das getreue Conterfei eines niedersächsischen Kleinhäuslers — und in Holstein, Mecklenburg, in Oldenburg, wie im Hannoverschen haben wir nicht weit, nach dem Original zu suchen, dessen Höchstes „en gold'nen Lujedor un 'n Buddel Brannwin“ bilden. Unser „Swinegel“ ist ein so glücklicher Wurf, wie er einem und demselben Menschen in der Regel nur einmal gelingt. Dieses Volksmärchen ist seinem Inhalte und der Form nach ein Meisterstück; zu welchem sich weder etwas hinzufügen, noch wegnehmen lässt. In's Hochdeutsche übersetzen, wie Herlossohn es versuchte, lässt es sich gar nicht, ohne die ungesuchte Naivität, die es auszeichnet, einzubüssen. Das Märchen ist übrigens schon beinahe so oft illustriert als nachgedruckt, und einzelne tüchtige Zeichner haben in ihren Illustrationen den köstlichen Humor, woran der Text so überaus reich ist, passend aufzufassen gewusst.

Es konnte nicht fehlen, dass der schöne Lorbeerkrantz, den sich W. Bornemann durch seine ansprechenden Lieder erworben hatte, und der sich in dieser Gattung scheinbar ohne viel Mühe erwerben liess, zu vielen weiteren Versuchen anreizen musste.

Seine Nachfolger und Nachahmer wurden F. Ernst, W. Heyse, A. Dräger, H. Schacht, W. Megow und mehrere Andere, welche jedoch mehr oder weniger hinter ihrem Vorbilde selbst in der Form zurückblieben. Bei Schacht's Gedichten z. B. tritt uns gar oft die Vernachlässigung einer schönen Form, eines reinen gewandten Ausdrucks hart entgegen. Doch wir machen auch keine hohen Ansprüche, wenn wir vom Verfasser wissen, dass er ohne höhere Bildung dem Handwerkerstande angehört. Wenn auch die poetischen Leistungen dieser Männer weniger gelungen zu nennen sind und keinen wesentlichen Einfluss auf die Ausbildung der Sprache ausübten, so bleibt doch ihre Theilnahme an dem Wiederentwicklungsprocess der plattdeutschen Literatur nicht ohne die nachhaltigste Wirkung auf einen glücklicheren Erfolg.

Das ganze poetische Baumaterial zu dem plattdeutschen Dichtertempel, eine kräftige, biegsame, reine, gesangreiche und melodische Sprache, ein weites Feld von poetischen Anschauungen, lag fertig da, noch fehlte aber immer der geschickte Baumeister, der Genius, der das poetische Element überall mit nie fehlendem Blicke erkannte, im äussern wie im innern Leben, in der Natur wie im Menschenwerke, im Volke wie im einzelnen Menschenherzen, in der

Ruhe, wie in der Leidenschaft des Gemüths; — der mit jugendkräftiger Schöpfungskraft ausgerüstet, aus dem unerschöpflichen Reichthume poetischer Stoffe, die wie ein stilles Weltmeer sich vor ihm ausbreiten, die vollendetsten Gestalten, die schönsten Formen bilden und — ein neuer Prometheus — zu selbständigem Leben erwecken konnte! Dieser Genius erstand endlich in dem Ditmarsen Claus Groth. Er formte Lieder, Volksgemälde und Dorfgeschichten, die nicht bloss ihn zu Ehren brachten, sondern auch die Ehre der plattdeutschen Sprache in einem Maasse retteten, wie keine andere Schrift. Und zwar war es die Mundart seines Heimathgaus, die ditmarsche, in welcher er seine bereits in sieben Auflagen verbreitete Gedichtsammlung: „Quickborn“ und seine „Vertelln“ verfasste. Der „Quickborn“ erschien, von einem Vor- und Fürwort von Harms begleitet, zuerst im Jahre 1852 in Hamburg und wurde sehr bald von Gervinus, dann aber auch von der deutschen Kritik überhaupt mit seltner Einstimmigkeit als eine sehr hervorragende poetische Erscheinung begrüsst. Schon der Titel war sehr glücklich gewählt. Das niederdeutsche Wort Quickborn bedeutet nämlich: fließende Quelle, lebendiger Brunnen, Quelle der Erquickung. Ueberhaupt nannten die alten Niedersachsen solche Orte, wo sie perennirende Quellen fanden, Quickborn,

und noch heut zu Tage führen viele Dörfer im Holsteinschen und Hannoverschen diesen Namen. Für die Groth'sche Liedersammlung hat aber der Titel zugleich eine allegorische Bedeutung. Es ist kein künstlich in das Erdreich der Poesie gebohrter Brunnen, aus dem die erquickende Fluth dieser Lieder quillt, sondern sie entströmt ihm fast unmittelbar, fast ohne alle künstliche Beihülfe, ohne irgend auffällige Beimischung chemischer Kulturpräparate, ohne störende Versalzung oder Versüßung durch Zusätze gesellschaftlichen oder literarischen Raffinements. Zeigen sich vielleicht auch hier und da Einflüsse der Kunstdichtung und zwar namentlich nach der sentimentalén Seite, zuweilen auch in formeller Hinsicht, so sind dieselben so unmerklich, dass es eines scharfen Blicks bedarf, um sie von der volksthümlichen Strömung in seinen Liedern zu unterscheiden. Das Wasser des Quickborn ist echtes Lebenswasser; wohin es kam, liess es Leben aufgehen, grüne Sprossen, aus denen Bäume mit Blüthen und Vögeln darauf wurden, darunter freilich auch manche taube Blüthe, mancher blosse Spatz, aber auch einige schöne Blumen und einige Nachtigallen.

Hier ist der Ort, um Einiges über Cl. Groth's Lebensgang, so viel hiervon zur öffentlichen Kunde gelangt ist, einzuschalten. Cl. Groth ist am 24. April

1819 zu Heide geboren, in dessen Nähe noch jetzt sein Vater wohnt, den er in dem gemüthlichen Gedicht „Min Jehan“ redend einführt, und als Mühlenbesitzer lebt. Dieser ein zuvorkommender Mann für Jeden, stark an Geist und Körper, beschäftigte seinen Sohn oft zu Hause und auf dem Felde. Der Grossvater erzählte, wenn sie heueten und Torf machten, dem Kinde die Grossthaten ihrer Vorfahren, deren Schlachtfelder sie umgaben. Natürlich litten die Fortschritte des jungen Knaben in der bescheidenen Stadtschule des Ortes bei alledem ein wenig; aber sein empfängliches Gemüth wurde so mit dem Leben und den Sitten seines braven Völkchens frühzeitig vertraut und er schöpfte auf den Feldern dieses tiefe Gefühl für die Natur, welches später alle seine Schriften belebte. Er war übrigens für eine literarische Laufbahn nicht bestimmt, und als der Ruf seines Innern, sein Drang nach Wissen ihn später fortriss ohne Widerstand von Seiten seines verständigen Vaters, hatte er unerhörte Anstrengungen zu machen, um sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Unser Dichter verdankt Alles sich selbst und er hat sein wissenschaftliches Ziel beständig mit der Festigkeit und Beharrlichkeit eines wahren Norddeutschen verfolgt. Er widmete sich zunächst der Lehrerlaufbahn und begab sich zu dem Ende auf die Normal-

schule von Tondern in der Nähe seines Landes, durch drei Jahre eifriger Studien, die er für sich im väterlichen Hause trieb, reiflich vorbereitet. Von dort kam er nach drei neuen Jahren emsiger und begeisterter Studien als Lehrer einer Mädchenschule zum Städtchen Heide zurück. Die ihm übrig bleibende freie Zeit benutzte er, um mit grösstem Eifer und Fleiss, aber leider nicht ohne Nachtheil für seine leibliche Gesundheit seinem Durst nach Wissen und geistiger Vervollkommnung genug zu thun; er warf sich auf das Studium der Philosophie, der Mathematik und Naturwissenschaften und er lernte mehrere Sprachen. Der Schotte Burns wurde, wie es scheint, sein Lieblingsdichter und zum Theil auch sein Vorbild, wenigstens insofern, als er von Burns lernte, sich unmittelbar an die inneren Gemüths- und Empfindungszustände des Volks und besonders des Landvolks zu halten, aus dem er ja auch wie Burns hervorgegangen war. Auch hat Cl. Groth einige Burns'sche Gedichte, z. B. „Tam o' Shanter“ in seinem Heimathsdialect nachgebildet, sich übrigens sonst sowohl in formeller Hinsicht wie in Bezug auf den Inhalt seiner Gedichte von jeder auffälligen Reminiscenz freigehalten. Im Jahre 1847 nahm er seine Entlassung, indem er den Entschluss fasste, sich für das höhere Schulfach vorzubereiten und die Universität

zu Berlin zu beziehen. Diesen Plan kreuzte jedoch eine Krankheit, die ihn in Folge zu eifrigen Studirens überfiel und ihn nöthigte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit auf Femern, einer kleinen Insel der Ostsee in der Nähe der Ostküste Holsteins, seinen Aufenthalt zu nehmen. Hier blieb er sechs Jahre und hier, ganz auf seine innere Gemüthswelt zurückgewiesen und stillen Naturbeobachtungen lebend, verfasste er den grössten Theil seiner Gedichte, die ihn in nähere Berührung mit dem Professor Müllenhof brachten, welcher sofort das Phänomenartige in dem niederdeutschen Dichter erkannte, und es sich seitdem angelegen sein liess, den verschiedenen Ausgaben seiner Gedichte seine Sorgfalt zu widmen. Keineswegs wieder vollkommen hergestellt, begab sich Cl. Groth im August 1853 nach Kiel, um hier den Quellen literarischer Bildung näher zu sein, und zugleich die Seebäder von Düsternbrook zu brauchen, die auch ihrer wohlthätigen Wirkung auf seinen körperlichen Organismus nicht verfehlten. Nachdem Cl. Groth noch 1854 eine Sammlung hochdeutscher Gedichte, die nicht denselben Beifall fanden wie seine plattdeutschen, und ein Jahr später seine „Vertelln“ (Braunschweig 1855), die schon im nächsten Jahre eine zweite Auflage erlebten, der Oeffentlichkeit übergeben, reiste der Dichter nach

Hamburg, brach von hier zu einer grossen Erholungsreise nach Süddeutschland und der Schweiz auf und weilte dann längere Zeit in Bonn, wo er eine ebenso freundliche Aufnahme und liebevolles Entgegenkommen fand wie früher in den Universitätskreisen von Kiel. Von Bonn aus wurde ihm auch, zur Anerkennung seiner Verdienste um die plattdeutsche Sprache, das Diplom eines Doctors der Philosophie verliehen. Darauf brachte Cl. Groth einige Zeit in Dresden hin unter Anregungen von mancherlei Art, geeignet, den Gesichtskreis seiner Anschauungen noch zu erweitern und sein poetisches Talent vielseitiger auszubilden, gegenwärtig aber lebt er als Universitätsdocent wiederum zu Kiel.

Seine Werke machen inmitten der gleichzeitigen und älteren Productionen den Eindruck der belebenden, ahnungsvollen Stunde, die an einem schönen Frühlingsmorgen dem Anbruche des Tages vorangeht. Aus ihnen athmet uns ein so warmes, lebensvolles und gesundes Dichterherz entgegen, wie wir es nicht oft finden. Natürlichkeit und Wahrheit der Auffassung und Darstellung, Innigkeit der Empfindung characterisiren es besonders. Man hat Cl. Groth mit Burns verglichen, und der Vergleich ist, soweit Vergleiche von Dichtern überhaupt richtig sein können, richtig. Der Dichter des Quickborn ist ein

Volksdichter im eminentesten Sinne des Wortes. Er hat die Seele des niederdeutschen Volkes verstanden, wie Niemand so tief vor ihm, und er ist darum wieder von ihr verstanden worden. Die volkstümliche, kindlich einfache Anschauung, der originelle Volkshumor, der sich so innig mit den zartesten Gefühlen verbindet und der sich so einfach wahr in der plattdeutschen Sprache ausdrückt, haben dem „Quickborn“ selbst eine freundliche Aufnahme bereitet. Schnell drang er unter das Volk, nicht bloß im Ditmarsischen, sondern in allen Ländern Norddeutschlands. Neues Leben und neue Anschauungen eröffnen sich dem Leser, der nordische Geist spricht sich so wahr darin aus, weil eben die Dichter noch ganz ihrem Volke angehören und aus dem Volke schöpfen und dichten. Wie die plattdeutsche Sprache in so lustiger, origineller Weise sich ausdrückt, das empfindet Jeder, der diese Sprache noch nicht kennt, wenn er den „Quickborn“ liest. Das Plattdeutsch drückt mehr noch den Kindheitscharacter eines Volkes aus, unbekümmert um die strengen Regeln der Sprache. Wenn die hochdeutschen Dichter oft Lieder zu ihren Reimen machen, so sehen wir, wie in den plattdeutschen, meist volkstümlichen Liedern sich die Reime an die Lieder schliessen; dort sind die hohen grossen Gebäude

der Stadt, die langen Thürme und langen Strassen und steifen Menschen und steifen Gedanken, hier ist Wiese und Feld und Vieh und Menschen und Blumen und Kartoffelkraut in naturwüchsiger Frische durcheinander gemengt und ein tiefer poetischer Hauch darüber hingegossen und Alles lustig und weich:

„Wer kiek wull int Water, un denkt ni sin Deel?

Wer kiek wull na'n Himmel, und wünscht sik ni veel?“

Anzuerkennen ist, dass der Dichter ohne Selbstüberhebung und mit bewusster Beschränkung sich selbst die Grenzen abgesteckt, dass er selten über sein Talent hinausgegriffen hat. Dieses umfasst aber einmal die Darstellung des gemüthlich idyllischen Lebensbildes, dann auch das einfache, heitere oder wehmüthige Empfindungslied. Hier ist er Meister; seine „Priameln“ und „Rimeln“, sein „Dönjens“, „Fiv nie Leeder ton Singe“, sein allerliebstes Liedchen „Jnt Holt“ und viele andere, wovon uns das Album einige mittheilt, sind unübertrefflich schön, von unvergleichlicher Frische und Anmuth. Wo er jedoch einen Augenblick diese Schranke vergessen hat, da fühlt man es deutlich; denn wenn er z. B. zur Ballade im höhern Styl greift, da fehlt es freilich, wie es bei einem Dichter von echter Weihe nicht anders möglich ist, nicht an vielen einzelnen Schön-

heiten, doch zur Vollendung der übrigen Gedichte erheben sich diese bei weitem nicht. Unter den poetischen Erzählungen ist besonders „Peter Kunrad“ der Vorzug zu geben.

Man hat versucht, den „Quickborn“ nicht nur ins Hochdeutsche zu übersetzen, wodurch diese Gedichte indessen von ihrer Würde und Lauterkeit verlieren und zu einer ziemlich gewöhnlichen Mattheit herabsinken mussten, sondern auch in's Englische (durch Blackley). Sogar die Franzosen, welche sich sonst das alte klägliche Vorrecht, die Deutschen zu verkennen, aus Bequemlichkeit nicht ganz nehmen lassen, bezeigten sich gegen Cl. Groth anerkennend, der im Jahre 1858 begründeten *Revue germanique* zufolge. Diese Zeitschrift führt nämlich dem französischen Publikum den Dichter des „Quickborn“ als einen Nationaldichter vor, dessen Gedichte belebt seien von einer ursprünglichen Frische und einer naiven Anmuth, die der von Hebels Gedichten gleiche.

Doch häufen wir nicht alle Kränze der Ehre und des Ruhmes auf Cl. Groth allein, übersehen wir nicht eine Reihe anderer mitstrebender Dichter, die vielleicht ihm an poetischem Talente nachstehen, die aber in den eigentlichen Character des plattdeutschen Idioms mehr oder weniger wohl eben so tief eingedrungen und denselben eben so treu und

rein wiedergegeben haben, als der vielbewunderte Verfasser des Quickborn.

Da ragt zuerst ein Ostfrieser Fooke Hoissen Müller mit seinen „Döntjes und Vertellses in Brookmerlander Taal“ in ostfriesischer Mundart hervor. Müller ist ein Dichter voll poetischer Weihe, voll Tiefe des Gedankens und unstreitig ein weit umfassenderes Talent als Groth. Die erste grössere Hälfte seines Werkchens macht ein Epos aus, betitelt „Tiark Allena“. Nach Geist und Inhalt verwandt schliessen sich diesem Gedichte aus der folgenden Sammlung kleinere Sachen, zunächst zwei gleichfalls treffliche Schöpfungen an. Das eine ist eine Ballade „Könk Helgo's Oog“, der wohl eine helgoländische Sage zu Grunde liegen mag, das andere, ein Gedicht an die Fro Herrenburger-Tuczek, ein Gelegenheitspoëm, durch die Grossartigkeit der Bilder, die Tiefe der Gedanken, die Vollen- dung in Form und Ausdruck wohl würdig, den Goethe'schen verglichen zu werden. Das Uebrige sind meist einfache, heitere, herzliche Gedichtchen, voll idyllischen Lebens und alle von demselben tiefen poetischen Geist getragen. Dahin gehört unter Anderen „Wahlversammlung“, „Wat sük de Schwaalkes vertellen.“ Der Dichter, ein Ostfrieser von ganzer Seele, starb 1856 als Gymnasial-Professor zu Berlin.

Es folgt nun eine Anzahl anderer trefflicher Dichtergeister, die theils gleichzeitig, theils später sich erhoben und gezeigt haben, dass es ein Verstoss gegen die plattdeutsche Sprache war, wenn man sie zum grössten Theile nur in komischer Weise anwendete, indem sie die tiefsten und vollsten Gedanken durch ihre Worte ausdrückten.

In vorderster Linie glänzen Fritz Reuter, John Brinckmann, L. Giesebrecht (Mecklenburg); Johann Meyer und Sophie Dethlefs (Ditmarsen); eine Dichterin unbekannten Namens A. W. und Berling (Vorpommern); F. Dörr, Karsten Runge, Th. Eggers, Th. Storm, M. Asmuss (Holstein) u. a. m.

Einer der in Mecklenburg und Pommern bekanntesten und beliebtesten Dichter ist der lebenswürdige F. Reuter, gegenwärtig zu Neubrandenburg als Schulmann lebend. Was ihn besonders characterisirt, das ist die Harmlosigkeit seines Scherzes, der nirgends über die Grenze des gemüthlichen Scherzes hinausgeht. Seine „Läuschen un Rymels“ in vier Auflagen vervielfältigt, sind das Lieblingsbuch der Plattdeutschen geworden, ganz eigentlich geschaffen für eine aufgelegte Gesellschaft. Die Darstellung ist äusserst gelungen, wenn auch seine Dichtungen nicht tief gehen. Der erste Band dieser

launigen Gedichte ist jedenfalls reicher an drastischer Wirkung, an Zügen, die aus dem Leben gegriffen, wieder in's Leben greifen, als der zweite. In eben so ergötzlicher Weise offenbart sich sein Humor in dem Lustspiel „Onkel Jacob und Onkel Jochen“, welches jedoch nur zum Theil der plattdeutschen Literatur angehört, da die Sprache dieses heiteren Spiels ein Gemengsel von Hochdeutsch, Plattdeutsch und Berlinischem Jargon ist. Onkel Jacob, ein pommerscher Bauer, hat sich in der Nähe von Berlin niedergelassen und ist mit der Zeit ein Hochdeutscher geworden, während der bei ihm lebende Bruder Jochen die plattdeutsche Sprache noch nicht verleugnen kann und deshalb in der sogenannten Messingsprache spricht, d. h. in einem eigenthümlichen Hochdeutsch, welches der spricht, der eigentlich platt redet und hochdeutsch reden will. Marianne, Jacobs Haushälterin, spricht berlinisch und Samuel, Jochens alter Bedienter, kann sich trotz aller Bemühungen von seiner plattdeutschen Muttersprache nicht frei machen und geräth, sobald er etwas lebendig wird, immer wieder in sie hinein. Das ganze Stück ist in seinen einzelnen Scenen gelungen durchgeführt und höchst ergötzlich. Auch kam es auf einem der ersten Berliner Theater zur Auf-
führung.

Eine weniger glückliche Leistung Reuter's zeigt sich in dem Idyll „Kein Hüsung“, welches in der ersten Hälfte sehr viel verspricht, leider aber in der letzten wenig hält. Dasselbe schildert nämlich die abhängige Lage der Landleute in Mecklenburg, das unnatürliche Verhältniss zwischen Herr und Knecht, das fast der Leibeigenschaft nahe kommt. Es huldigt in seinem Kern einer socialistischen Tendenz, indem es dem Junkerthum gegenüber Parthei nimmt für die Verbesserung der drückenden Lage des Volkes. Die Schilderung des Bedrängnisses eines Liebespaars, das sich nicht heirathen kann, weil es vom Gutsherrn die Erlaubniss zur Niederlassung nicht erhält, und sich doch heirathen muss, wenn das Mädchen nicht mit Schande bedeckt dastehen soll, ist vortrefflich. Aber das einfache Bild durfte trotz des dunkeln socialen Hintergrundes, gegen den es sich rührend und herzergreifend abhebt, nicht mit Mord und Wahnsinn enden; eine versöhnende Lösung war durch die Natur des Gegenstandes geboten. Der Dichter ist auf das Gebiet der Tragödie hinübergeschritten und hat noch obenein zu den äussersten Mitteln derselben gegriffen, zu denen, die selbst Shakespeare sich für den Lear und Hamlet aufgespart hatte. Dadurch hat er aber auch alle Harmonie zerstört, und dem Leser ist zu Muthe, als ob er auf einem

harmlosen Spatziergange plötzlich unter Löwen und Tiger gerieth, die durch Schuld des betrunkenen Wärters aus einer Menagerie entkommen sind. Ein Gewitter muss keine Lämmer erschlagen; der Wolf ist ihr Schicksal. Dennoch ist das Gedicht eine höchst beachtenswerthe Talentprobe; auch steht ihm sein plattdeutsches Gewand recht gut und von Seiten der Erfindung geht es weit über Cl. Groth hinaus. Die Characterschilderung ist plastisch anschaulich, warm, lebendig und, was die Hauptsache ist, wahr.

Dass der Dichter auch den Balladenton mit Erfolg anzustimmen vermag, beweist uns das Album in seinem Gedicht: „De Wesenbarger Klock“.

Aber auch auf dem Gebiete der prosaischen Erzählung wusste sich F. Reuter mit viel Gewandtheit und Sicherheit zu bewegen. Das beweisen uns treffend seine „Reis' na Bellingen“ und seine kürzlich veröffentlichten „Olle Kamellen“. Letzteres sind zwei Novellen: „Woans ik tau 'ne Fru kam“ und „Ut de Franzosentied“. In der ersteren trägt uns der Verfasser mehrere im Volksmunde lebende Anekdoten und Gelegenheitsschwänke mit einer annehmlichen Schalkhaftigkeit vor, in der zweiten dagegen entwickelt er durch eine bunte Reihe geschickt gruppirter, spannender Scenen ein bewun-

dernswerthes Compositionstalent, verbunden mit ästhetischer Bildung, Klarheit und Sicherheit seines Gedankenganges. Reuter ist überall ein liebenswürdig anspruchsloser, herzlich ansprechender Schriftsteller.

Ein ihm nahe verwandtes Dichtertalent ist John Brinckmann (zu Güstrow), ebenfalls wie Reuter ein Mecklenburger, der die plattdeutsche Literatur mit einer Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Vagel Grip. En Dönkenbok“ bereicherte. Den Namen „Vagel Grip“ führt das Buch vom Eingangsgedichte, das die heimathlichen Empfindungen des Dichters auf seiner Reise in die Fremde, im Hafen von Halifax beim Anblick eines Schiffes mit dem Vogel Greif, dem Wappen der Stadt Rostock, ausdrückt. Wir finden in dieser Sammlung theils erzählende Gedichte von tiefer greifendem Inhalt als die Reuter'schen, und zwar bewegen sie sich im Gebiete des Heitern, der Anekdote, tragen aber auch dem Ernste des Lebens Rechnung, ohne dabei in Heine'sche Sentimentalität zu verfallen, wie sie sich bei seinem Vorgänger Groth bisweilen verräth; theils dem Munde des Volkes abgelauschte frühlingsfrische Gedichte, wie „Pöppedeiken; — Bim-bambeie; — Dönken“ und „dat Led vun dat Pack, No. 2“.

Von der Sehnsucht angezogen, schwebte der Genius des Volkes zu ihm heran, lugte ihn an mit

dem hellen Kindesauge und erweckte in ihm diese lieblichen Weisen, halb der Erinnerung nachgesungen, halb aus der liederreichen Brust entquollen, beides in einander verschmolzen, untrennbar.

Man erkennt in seinen Schöpfungen den eigenen selbständigen Geist, der sich zu bedeutenderer Ansicht des Lebens erhebt, der das wirklich Gute und Liebenswürdige seiner Heimath zu schätzen und lieben weiss; das eigene feurige Herz, das hier sein Sehnen, seinen Lieben verkündigt; das kräftig deutsche Gemüth, das sich hier in jener echtmenschlichen Vereinigung von Stolz und Demuth erklärt und ausspricht. Und die Sprache, die sich ihm in seinen Gedichten, was Gewandtheit und Gefügigkeit der Versform anlangt, freilich bisweilen weigert, offenbart sich ihm hier in einer bewundernswerthen Mannigfaltigkeit, Pracht und Fülle.

Ebenso erfolgreich und würdig wie seine Vorgänger ist für die plattdeutsche Sprache und die Hebung ihrer Literatur ferner in die Schranken getreten, der Ditmarsche Johann Meyer, ein ebenbürtiger Rival Cl. Groth's. Auch seine in zwei Bänden erschienenen „Ditmarscher Gedichte“ tragen den Stempel wirklicher Volksthümlichkeit, ausgeprägt in den vielgestaltig ernsten oder heitern Bildern und Schattirungen. Diese reichhaltige Sammlung der

verschiedenartigsten Poesien, welche, soweit dieselben erzählender Natur sind, den Stoff in gelungener Wahl einzelnen Denkwürdigkeiten der älteren Landesgeschichte entlehnen und unter dem Titel „Ut oln Tiden“ zusammengefasst sind, oder als idyllische Gemälde manche Natur- und Lebensbilder wahr und getreu copiren, mussten nach Verdienst nah und fern die grösste Anerkennung, in Norddeutschland jubelnden Beifall finden. Wenn auch Manches mit den Gedichten seines Landsmannes Groth Aehnlichkeit zu haben scheint, so möge man nicht an Nachahmung denken. Meyer's Gedichte sind durchaus originell, jedes einzelne aus dem einfachen, biedern Herzen geflossen, ohne jene Sentimentalität empfunden, in der nur geistige Schwäche sich gefallen kann. Vorzüglich gelingt dem Dichter das einfache Lied; in den im Album vertretenen Proben desselben finden wir all das Harmlos-Neckende, das Derbanschauliche wieder, welches das Leben und die Sprache des Plattdeutschen characterisirt. Selbst der Volksgesang hat schon einzelne Lieder, wie „De Scheper oppe Heiloh“, „Kennst du dat Land“ sich zu eigen gemacht. — Auch als sehr geschicktem, sinnigem Uebersetzer von Hebel's allemannischen Gedichten haben wir Meyer ein hohes Verdienst um den Ausbau und die Förderung der plattdeutschen Volkssprache nachzurühmen.

Wie nun die Gaben der Meyer'schen Muse vorzugsweise im Volk beliebt von Mund zu Munde gehen, so leben unter den Kindern im Gesange die hübschen Gedichte der Sophie Dethleffs. „De Fahrt na de Isenbahn; — de ole Perseptersche; — Hund un Katt“ und andere beanspruchen doch ein gewisses Interesse, wenn sie auch mit Groth's Quickborn sich nicht messen können; sie sind hier nicht so ergreifend und dort nicht so schalkhaft wie diese; vielen fehlt oft Schwung und poetische Grazie.

Bei weitem sang- und klangreicher tönen uns aus dem Tempel der plattdeutschen Muse die Lieder einer anderen, leider unbekannten Sängerin A. W. entgegen, zu deren Herausgabe unter dem Titel: „En por Blomen ut Anmariék Schulten ehren Goren“ sich F. Reuter veranlasst fand. Ihre Gedichte sind einfach, ohne gerade gedankenreich zu sein, doch herzlich und naiv. Die Dichterin spiegelt sich darin ab, wie sie ist, wie sie denkt und empfindet, wenn die schreckliche Krankheit, welche schon seit Jahren ihren Geist so sehr zerrüttet hat, die sie fern hält von ihrem an häuslichem Segen reichen Kreise, und sie ausser Stand setzt, den Pflichten als Gattin und Mutter zu genügen, einmal nachlässt, und qualfreie, lichte Momente ihr ein klares Denken gestatten. Obwohl einem unglücklichen Herzen ent-

quollen, verrathen doch ihre Dichtungen niemals eine krankhafte Stimmung, sondern nur Ergebung in den Willen des Himmels. Wenn wir die ganze Reihe ihrer Poesien betrachten, wie sie betrachtet werden müssen, das heisst mit Innigkeit, so finden wir überall in ihnen einen milden und doch kräftigen, in sich selbst vollkommen einigen, beschlossenen Geist, ein freies, tiefes Gemüth, ein edles, zartbesaitetes Frauenherz, das sich selbst unter den schrecklichsten Leiden einen bisweilen gar heitern Sinn bewahrt. Ihrem kindlichen, frommen Herzen ist jene tiefe Ruhe und Gelassenheit geblieben, die wir als das Eigenthum des Siegers über sich selbst und seine Leiden und durch sich selbst anzusehen haben, eine Ruhe und Klarheit, in der allein das Schöne gedeihen mag. Zu den schönsten Gedichten zählen wohl die meines Albums: „Lütt Hans, Still! — Keine dörf dat weiten; — dei arme Burdirn; — Pass up“, herrliche, liebliche Blumen aus dem Garten der plattdeutschen Muse. Ihre Naturgesänge, in denen die plattdeutsche Dichterin in schmucklosester Natürlichkeit aus vollem Herzen sang, ohne irgend eine Einwirkung von Aussen, sind ihr ausgezeichnet gelungen; die Dichterin überliess sich nur ihrem Naturgenius. Daraus strömte der überraschende Reichthum an neuen Bildern, das Feuer ihrer Empfindungen; daher

der echte deutsche Character ihrer Sprache, die sie aus der lebendigsten Quelle aller Sprachschönheit, aus dem Volke selbst, schöpfte.

Die Verfasserin ist offenbar ein eminentes Talent, dem selbst Groth seine Anerkennung nicht versagen kann, wenn er in seinen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch folgendermaassen urtheilt: „Der Geist, in dem das Buch geschrieben, wie die Form in die er sich gekleidet, sind ansprechend, sind anmuthig. Die Frau schreibt einfach, wie ihr um's Herz ist und schreibt das so treuherzig, wie man es nur im heimlichen Stübchen der Mutter, dem Liebsten, dem Kindchen, oder dem Vater dort oben aussprechen kann; es ist immer, wie Kosen oder Gebet, oft auch das herzliche Lachen oder Weinen, wie es das vertraute Ohr gewohnt ist. Sie künstelt sich nirgends erst einen Geist oder ein Gefühl oder eine Stimmung an, weder eine hohe, noch eine rohe, um dann dafür mühsam Worte und Reime zu suchen, aber sie hat Geist und Gefühl und spricht sie aus oft tief erschütternd.“

Zuletzt verweilen wir noch mit Uebergang mancher würdigen Vertreter der plattdeutschen Literatur bei dem jüngst mit einer Sammlung plattdeutscher Gedichte „Lustig un Trurig“ in die Oeffentlichkeit getretenen Dr. Berling. Das Bedeutendste darin bilden „De Waternix“, „de letzte

Reck von Rügen,“ zwei herrliche Romanzen, in Form und Gehalt zwei gleich treffliche geniale Dichtungen, würdig den besten Erzeugnissen dieser Art an die Seite gesetzt zu werden, so wie das elegisch schöne „Denkst Du ok an mi,“ während die moralischen Gedichte „Dat beste Huus“ und „de Kirchenschwöälk“ gar lieblich ernste Erzeugnisse sind, und das Schlussgedicht von der Pfeife uns wieder in den Humor, mit welchem diese Gedichtsammlung beginnt, lächelnd zurückversetzt.

Wir sind also Angesichts auch dieses Productes der plattdeutschen Literatur wie der sämtlichen vorhergehenden zu der Behauptung berechtigt, dass bei Sittengemälden des untern Volkes, bei idyllischen Scenen aus diesem Kreise, überhaupt bei jedem lyrischen Gedichte, welches die poetische Individualität irgend eines Volksstammes darstellen will, die Mundarten, folglich auch das Plattdeutsche die richtigste Tonart sind, weil die kindlich frohe Heiterkeit, die gemüthliche Naivität, das launige, muthwillige Spiel mit den Gefühlen nicht bloss in den Gedanken, sondern auch in der Sprach- und Mundweise des Volkes liegt; diese ist ja gerade die lebendige Färbung, ohne welche auch die richtigste Zeichnung unwirksam bleiben würde. Und welcher tiefe, reine Naturton in den Gesängen der plattdeutschen Lyriker, in ihren

Natur- und Landgesängen, die Jedem das Ohr öffnen, der die reinen, echten Freuden an der Natur kennt, klingt, haben wir erfahren. Freuen wir uns daher sowohl, über den Wiederaufbau eines lange vernachlässigten Gebietes und über die herrlichen Früchte, die es getragen, als auch über den Anklang, welchen letztere beim Publikum gefunden. Mögen die in plattdeutscher Sprache begonnenen Arbeiten fernerhin als Sporn dienen für Andere, mehr zu schaffen und zu arbeiten in ihr, nach ihrer Vervollkommnung und Hebung zu streben, ohne jedoch diesen Eifer ausarten zu lassen in eine eitle Feindschaft gegen die Schriftsprache. Denn es wäre selbst auf dem Standpunkte, wo das Dialectische in seiner vollen Berechtigung anerkannt wird, mindestens eine Verletzung des geschichtlich Gewordenen, wenn man die plattdeutsche über die hochdeutsche Sprache hinaufschrauben wollte. Die Schriftsprache ist ja noch der einzig gemeinsame, unzertrennliche Boden des deutschen Volkes, der letzte Hort seiner Einheit. Nein, nur als Denkmal des Germanenthums können wir das Plattdeutsch neben dem Hochdeutsch bewahrt wünschen.



Eschenhagen, H.

Zur plattdeutschen Sprache und deren neue Literaturbewegung

Berlin 1860

P.o.germ. 330 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107887-9